

Klaus Unterrieder
Fluch der Vernunft
Kriminalroman

Klaus Unterrieder

Fluch der Vernunft

Kriminalroman



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2012

literatur ✱ nr. 24

1. Auflage Oktober 2012

Lektorat, Layout und Satz: textzentrum graz

Covergestaltung: Robert Fimbinger

Coverfoto: Signa Köstler

Autorenfoto: Teresa Rothwangl

Druck und Bindung: Druckerei Theiss GmbH

ISBN 978-3-9503343-3-3

bm:uk

• kultur steiermark

GRAZ
KULTUR

PROLOG

An den heidnischen Türmen, wo sommers wie winters der Hexenring zu sehen ist, ausgetreten von der getriebenen Geiß, steht eine schmale Lärchenbank neben einem morschen witrigen Wegweiser. Morsch wohl auch deshalb, weil er noch immer einen Weg bezeichnet, aber kaum noch ein Ziel. Auf diesem Bänklein waren die Höfischen zur Rast gesessen, hatten ihre Brotzeit zu sich genommen und mit allerhand Ideen der abdankenden Sonne zugeschaut. Waren sie einmal hier angekommen und der rote Glutball – welch oft benütztes Bild – noch nicht hinter den ternischen Feichten versunken, war ihnen gewiss, noch vor der Dunkelheit den Hof zu erreichen. Außerdem, so stand es und steht es noch in den Büchern des Bezirksrichters, konnten sie hier erstmals Rast auf eigenem Grund und Boden machen, und die immer lichter werdende Waldung gab den Blick frei auf die Weite der Höfischen Almen. Hatten jedoch die feichtenen Wipfel das Sonnenrund schon verschluckt und ihr abendliches Windspiel angehoben, blieben Brot und Speck im Rucksack aus braungrünem Leinen, denn die unsägliche Zeit gemahnte zur Eile.

Eile hat heutzutage niemand mehr, dorthin zu gelangen, denn Haus und Hof sind nicht mehr, und die Reste den Winden preisgegeben, gleichsam als zöge der einzelne Tod jenen des Ganzen nach sich. Die Menschen meiden den Platz dort oben, fürchten den Hauch, den Atemzug des Todes und solcherart wohl auch, die Zeit dort zu verbringen. So als könnten sie gleichzeitig einen großen Bogen um die unangenehmen Anbiederungen des Lebens machen, meiden

Es ist ein Märchen, dass alles so war, wie es hatte sein sollen. Deshalb versuchen Menschen, von sich und ihrem Leben ein Bild zu zeichnen, welches ihnen die Unvollkommenheit erträglich macht. So spinnt jeder für sich an einer Lebenslüge, an einer parallelen oder Anderswelt, in der Hoffnung, es würde sich bis ans Ende aller Tage ausgehen. Doch wie von unsichtbarer Hand geführt, beginnen sich die unterschiedlichen Leben zu verstricken – auf der Suche nach Gewissheit, dass hinter allen Dingen Lebendigkeit steckt – diese Kraft, keine Angst mehr zu haben.

sie den Ort und den Weg dorthin und somit auch einen Teil jener Zeit, die sich niemals meiden lässt – die Zeit nach dem Leben. Denn dieses Leben – so meinte der Pfarrer im Dorf – sei nicht lang genug, um so kurz sein zu können. Patritz Amplatz fürchtete diesen Hauch der Vorvergangenheit nie. Ein Hauch ist wie ein Atemzug, und solange da ein Atemzug ist auf der Welt, ist da auch Leben.

Nicht umsonst spricht man vom Hauch des Todes, und demnach habe auch dieser etwas Lebendiges an sich. Vielleicht, so versuchte er sich selbst zu überzeugen, vielleicht ist dieser letzte Atemzug zugleich der erste, so wie jedes Ende ein neuer Anfang ist. Auch er, Hochwürden Patritz Amplatz, war des Öfteren hier gesessen, ehe er sich ans Weitergehen machte, die Höfischen in die Kirche einzuladen oder ihnen sonst wie seelsorgerisch zu begegnen – besser gesagt: beizustehen. Die Wörter waren es stets, nicht die kriegerischen Waffen, die in der Welt den Unfrieden schufen, sinnierte Amplatz zuweilen, wenn auf dem stundenlangen Weg die Beine kürzer und die Felsbrocken größer wurden. Seltener drückte ihn ein Fluch – er sprach ihn niemals aus, ja versuchte, ihn nicht einmal zu denken –, wenn eine Wurzel oder ein Stück Fels ihn zum Stolpern brachte. Konnten Blicke, Gerüche, Bewegungen, Gedanken, Taten oder was sonst auch immer – ja selbst Ereignisse wollte er davon nicht ausnehmen – so viel Unheil anrichten wie Wörter, in die unrichtige Reihenfolge und Uniform gebracht? Glich nicht die Sprache einem Messer? – »Segen in der Hand des Chirurgen und Katastrophe in der Hand des Mörders« hieß es doch irgendwo.

Er selbst hatte lange Zeit seinen Frieden nicht gefunden – nicht vor den schrecklichen Eräugnissen und erst recht nicht hernach –, sodass ihm der stille Platz wohl Rast gebo-

ten, ihn nicht aber Ruhe hatte finden lassen. Die Sprache zu vereinfachen schien ihm, dem einfachen Pfarrer, ein gefährvolles Unterfangen. Immer wieder staunte er, der belebte Mann, welch diffizilen Umgang seine bäuerlichen Gemeindeglieder mit der Sprache hatten, wie pointiert sie verstanden, sich auszudrücken und ihre Worte wirkungsvoll einzusetzen. War es wirklich klug, die Ausdrucksfähigkeit der Menschen abzustumpfen? Er machte sich Gedanken, die – Jahrzehnte zu früh – doch schon ihre Richtigkeit hatten.

Heute, viele Jahre später, war der greise Mann keinen Schritt näher an die Antwort auf seine vielen Fragen des Lebens gekommen. Waren es überhaupt *seine* Fragen? Durchlebte er nicht lediglich, allen anderen Menschen gleich, immer wieder nur ein einziges Schicksal, in welches seine Seele und sein Geist hineingestellt seit Jahrtausenden um eine Lösung kämpften? Um die einzige und wahre Lösung, die so einfach, so schlicht und so schwierig zu finden ist, weil ihr die eigenen Gedanken, Wünsche, Sehnsüchte und weiß Gott was noch alles im Wege stehen?

Patritz Amplatz stöhnte leise, als seine Gedanken neuerlich zu schmerzen begannen. Sie hämmerten durch seinen ganzen Körper und zehrten an seinem greisen Sein, immer ein Stückchen mehr zermarterten sie Zentimeter um Zentimeter seines bisherigen Lebens, das ihn – er empfand dies geradezu als Gnade – vor kaum elf Stunden in diese alte Sennhütte verschlagen hatte, wo er – weitab von allem Geschehen – sich zu sammeln versuchte. Niemand hatte ihn einholen können, dort wo er mehr als achtzig Jahre lang jeden Stein und jeden Strauch gekannt hatte und wo ihn – noch ehe die Nacht auf ihn herabfiel – die beruhigende Stille der Holzhütte in den Bergen umfing.

Der Priester ächzte abermals leise, als er sich von der Bank an der Feuerstelle erhob, sich mit festen Händen durchs weiße Haar fuhr und an das einzige gucklochartige Fenster trat. Draußen war nichts. Die Nacht war hell, eine frische Schneedecke gab ihr das gnädige Licht des Mondes zurück und ein mildtätiger Gott – oder war es ein grausamer? – ließ die Schneeflocken immer dichter und stärker fallen und die verräterischen Spuren im Schnee verdecken. Dies erlaubte ihm, wieder tiefer und ein wenig ruhiger zu atmen. Er schloss die Augen. Als er sich umdrehte und die zitternden Lider wieder aufschlug, starrte er auf das ehrwürdige Kruzifix über dem blankgeriebenen Tisch an der Wand. Eine Erinnerung! – durchfuhr es seine Gedanken, die er in den vergangenen Jahren ebenso oft verflucht hatte wie sich selbst. Warum nur?! Warum nur, so fragte er den Himmel, warum nur, hat er mich hierher gestellt? Er, der jahrzehntlang andere Menschen lehrte, ihr Schicksal anzunehmen, konnte dies mit dem eigenen nicht mehr.

In der Hütte war es kalt. Patritz wagte nicht, das Feuer im Herd richtig zu flämmen. Er hatte Angst, sein Versteck zu verraten, und er wollte allein eine Entscheidung treffen. Allein? Wieder wandte er sich dem Kruzifix zu, mit dem er lange nicht mehr gesprochen hatte. Allein? Er war ein Heuchler und ein Lügner geworden. Er hatte Generationen seines Dorfes einen Glauben gelehrt, der ihm selbst abhanden gekommen war. Und wo, verdammt noch einmal, wo war der Sinn?! Viele Stunden entfernt von jeder menschlichen Behausung, durchnässt und erschöpft, am Ende eines langen Lebens, suchte der greise Priester verzweifelt nach einer Antwort auf seine Frage. Wie ein gefangenes Tier

ging er die paar Meter auf und ab, lauschte auf das Knarren der Fußbodenbretter, schloss die Augen und sog gierig den Atem der alten Holzbalken in sich auf, die – aus jahrhundertalter Kiefer – immer noch lebten und scheinbar niemals wahrhaftig zum Sterben verurteilt wurden. Denn selbst in fernen Zeiten, wenn die Sennhütte längst nicht mehr stehen würde, mochten die Lebensgeister des alten Holzes langsam und beharrlich in das Erdreich des Almbodens übergehen. Bis sie eines Tages nicht mehr zu sehen sein würden, um unter dem Grün der Höfischen Weiden ihre Kräfte andersartig wirken zu lassen. War dies nicht ein beruhigendes Gefühl, auch im Wissen um das menschliche Begrabensein?

Hatte nicht auch der Mensch die Aufgabe, seinen Platz in der Erde einzunehmen? Lag nicht gerade darin das unendlich Tröstliche im Tode, dass er auch eine Rückkehr in den Schoß der Mutter Erde bedeutete? Ein Ende aller Schmerzen, ein Ende aller Kämpfe, Sorgen, Nöte, Mühen und Ängste, aber auch dessen, was man das Glück hieß? Konnte der Tod Lohn sein für alles Durchhalten? Wurde es gerade deshalb Todsünde genannt, sich diese Belohnung selbst zu holen? Hatte nicht er selbst den Leuten immer wieder gesagt, sich das Leben zu nehmen heißt, sich auch um das ewige Leben zu bringen?

Weshalb vermochte er, der professionelle Tröster, sich nicht selbst Trost zu geben? Er hatte Furcht, sich um die ewige Ruhe in geweihter Erde zu betrügen. Doch schien es ihm, als sei dies ein rhetorisches Argument der Kirchenväter. Denn war nicht jede Erde geweiht durch die Hand Gottes, der sie und ihn erschaffen hatte, um zu leben und heimkehren zu können?

Draußen fiel der Schnee dichter. Aufkeimender Sturm peitschte die dunklen Wipfel der weit unten in Richtung Dorf beginnenden Wälder. Als er vor die Hütte trat, konnte er sich kaum auf den Beinen halten. Er zog den Mantel enger um sich und krampfte die Zehen ein wenig von den durchnässten Stiefelspitzen zurück, in der Hoffnung, dadurch die Kälte weniger zu spüren. Hier oben war er seinem Herrgott ein kleines Stück näher, und dennoch verspürte der Priester Furcht. Durch die offene Holztür blickte er noch einmal zurück auf das Kreuz über dem Tisch. Sofort nahm der Sturm von der Öffnung Besitz und trieb den Schnee in die kalte Stube. Patritz Amplatz hingegen stapfte hinaus in seine eisige Heimat – auf das Gipfelkreuz zu, um dort niederzuknien und in Demut zu warten, bis der unmenschliche Sturm den letzten Funken Leben aus ihm geblasen haben würde. Bis es seinem Herrn gefallen würde, ihn zu sich zu nehmen.

*

In feinen Säulen stieg der Weihrauch gegen die Decke aus geschnitzter Lärche. Wie das ölene Licht zwischen Türmen von Büchern und Schriften schmiegte er sich an den feinen Luftzug, der durch die hohen Fenster ins Innere des Raumes drang. Vor dem Ofen aus feinen Friulaner Kacheln saß ein nasser Abklatsch von Sturm und Schnee – eine kurze kräftige Pfeife im Mund – und richtete ein Paar neugieriger blaugrauer Augen auf den alten Mann, der vor dem blankgewetzten Studiertisch saß und in den Büchern suchte.

»He du, Arzt«, drängte der Durchnässte leise, »es wird passieren, sag ich dir, ich spür's.«

Der alte Doktor hatte die Schrittlänge des Menschen zum Maß aller Dinge gemacht. In der Eifrigkeit zu erzählen war nicht die Sache seines knorrig-unbeholenen Besuchers. Deshalb blieb der Doktor in seinen Büchern haften und wartete. Er wusste, dass jener seine Zeit brauchte, um das zu sagen, was bereits klar und deutlich in ihm war. Je beharrlicher er in die nachdenkliche Stille hineinhorchte, desto ruhiger würde der andere sprechen.

Dr. med. Pius Galen war ein Mann in den hohen Sechzigern und wurde am Rande der rheinländischen Stadt Königswinter in einem einstöckigen weißen mit blauen Kacheln verzierten Bürgerhaus am Fuße der Burg Drachenfels geboren. Als er das Licht der Welt erblickte, erblühte im Garten hinter dem Hause, der an seinem obersten Ende schmal an den Burgfelsen grenzte, gerade der junge Frühling. Eine Hebamme war zugegen, die Geburt verlief ohne Komplikationen und der erste Geruch, der dem Neugebo-

renen in die Nase stieg, war jener der großen Fliederbüsche, die vor dem geöffneten Fenster ihre Pracht entfalteten. Er selbst hatte freilich keine bewusste Erinnerung daran, auch nicht an seine Mutter, die schon eine Woche nach seiner Geburt in einem Zisterzienserinnen-Kloster in Baden-Baden verschwunden war. Die Hebamme brachte den Säugling noch am selben Tag aus dem Hause und ihre Schwester reiste drei Wochen später in aller Stille nach Köln und von dort weiter in das habsburgische Innsbruck, wo sie den Säugling seiner Tante übergab. Und in der Stadt Innsbruck lagen auch Pius Galens erste Kindheitserinnerungen.

Die bestanden hauptsächlich aus den diffizilen Gerüchen der Apotheke seines Onkels, eines gutmütigen beleibten Mannes, der wohl zwanzig Jahre älter als die Tante war. Das Ehepaar war kinderlos und hatte mit dem kleinen Neffen große Freude. Neben der Schule verbrachte der Bub viele Stunden in dem kleinen Laboratorium hinter dem Laden und sah seinem Oheim beim Sortieren von Kräutern, bei deren Verarbeitung, beim Zubereiten von allerlei Essenzen, Extrakten, Wassern und Salben zu. Der Apotheker hatte die Gewohnheit, all seine Tätigkeiten halbblaut zu kommentieren, und als er das spielerische Interesse des Bubens erkannte, begann er seine Ausführungen gezielter zu strukturieren, sodass Pius Galen mit dem Ende seiner Schulzeit auch auf eine gut drei Jahre währende Lehrzeit als Apotheker verweisen konnte. Zum Leidwesen des Onkels zeigte er jedoch keine Anstalten, die Apotheke dereinst übernehmen zu wollen, sondern strebte nach mehr. Ihm war nicht allein an der Herstellung der Arzneien gelegen, er wollte vielmehr mit den Kranken zu tun haben, wollte sehen, wie sie reagieren, wie die Salben und Wässer des Onkels wirkten oder auch nicht. Kurzum, er reiste nach Wien, um Medi-

zin und Philosophie zu studieren. Natürlich war ihm auch die Schlitzohrigkeit des Onkels nicht entgangen, der mit den eingebildeten Krankheiten der Menschen ein gutes Geschäft machte. Doch der junge Pius war ernsthafter. Dieses Thema der eingebildeten Krankheiten sollte – wie seine zweite Leidenschaft, nämlich die Toxikologie und Wirkungsweise der verschiedenen drogenartigen Substanzen – ihn auch ein Leben lang als Arzt begleiten. Wenn man sich Krankheiten dermaßen einreden kann, dass man sie am Ende auch kriegt, müsse auch das Gegenteil – unter bestimmten Voraussetzungen – möglich sein, das war seine Schlussfolgerung.

Wiewohl sein Leben lang Mediziner der alten Schule, wurde er nicht müde, an allerlei Ideen zu experimentieren und vertrat eisern den Grundsatz, dass ein guter Arzt auch ein Philosoph sein müsse, wie überhaupt die Philosophie die einzig wahre Geisteswissenschaft sei, die Medizin hingegen lediglich ein Handwerk, wie die Pillendreherei auch. Nachdem er seine Studien als zweifacher Doctor abgeschlossen hatte, zudem ausgestattet mit den Lehrjahren aus der Apotheke, einer umfangreichen Praxis in einem Wiener Hospitale und einem klaren Ziel vor Augen, kehrte er zurück in das heimatliche Innsbruck. Als ihm der Onkel die gutgehende Ordination eines pensionierten Stammtischfreundes vermitteln wollte, sagte Pius »nein.« Er wollte mit Menschen arbeiten, die ihn wirklich brauchten. In einem abgelegenen Bergdorf also suchte man einen »Schneydt- und Wundtarzt«, wie das dort immer noch in die Steintafel neben dem Haustor graviert war. Pius übernahm das leerstehende Doktorhaus samt Haushälterin und wuchs solcherart in den Ort der Geschichte hinein.

Zwischendurch hob Dr. Galen den Blick über die Brille und sah dem fühligen Gast durch das Zimmer hinweg besorgt ins Gesicht.

»Ich weiß, Arzt, ich soll auf das Wetter achten, du musst es nicht sagen.«

Der Doktor wandte sich wieder den Büchern zu – noch immer ohne ein Wort zu sprechen.

»Es wird passieren! Er wartet nur noch darauf, sag ich dir!« drängte der Klatschnase noch einmal. »Wie damals.«

Inzwischen ertönten Stimmen, laute Schreie vor dem Arzt-
hause. Sie hörten, wie die Haustür aufgestoßen wurde, und dazwischen die beruhigende Stimme der alten Haushälterin. Da endlich sprang Doktor Galen auf, öffnete die Tür und ließ die späten Besucher herein in die warm geheizte Studierstube. Vier Männer waren es, kräftige Holzknechte, die den leblosen Körper eines kleinen Buben über die Schwelle trugen und auf die Ofenbank legten, wo die Haushälterin schnell eine wärmende Decke ausgebreitet hatte. Dr. Galen ergriff zuerst das Handgelenk und fühlte dann die Halsschlagader des schwächlichen Jungen, der mit seinem blaugefrorenen Gesicht so friedlich neben dem Ofen lag und beinahe lächelte.

»Wir wollen dort bleiben, wo wir sind, aber diesen Ort mit Licht erfüllen«, murmelte der Arzt.

»Was?!«

»Da ist nichts, was wir tun können, mein Freund.«

»Aber...«

Wie immer gelang es dem Arzt, zwei Gespräche gleichzeitig zu führen und in einem gleich zwei Antworten zu geben. Nur die ihn gut kannten, konnten damit umgehen. Inzwischen tauschte der Nasse seine Kleider gegen die trockenen Stücke, die ihm die Arzthelferin Margarethe reichte. Dann schloss Galen dem Buben die Augen und ging wieder an seine Bücher.

»Lass die Bücher, Arzt. Heilkunst, die geschrieben steht, hat keine Kraft mehr. Das Lesen und Schreiben ist ein Unglück. Leg die Bücher zurück und blättere in den Bäumen«, sagte Galens Besucher eindringlich. Die Männer nahmen den erfrorenen Buben wieder auf und trugen ihn in einen Nebenraum, wo sie das schwächliche Kind zwischen zahllosen Flaschen, Instrumenten und den seltsamsten Glasgefäßen auf den Arbeitstisch legten.

Dem Nassen rannen ein paar Tränen über die Wangen. »Er ist erfroren, jämmerlich erfroren«, schluchzte er, und dann schrie er es aus sich heraus: »Ein paar Schritte vor den geheizten Häusern dieser selbstverliebten Menschen ist er verhungert und erfroren!« – »Ihr seid Verbrecher!«, schrie er die vier Männer an, die sich angesichts des jungen Todes leise davonmachten. »Verschwindet!«, rief er ihnen nach, ehe er in haltloses Schluchzen verfiel.

Der Arzt hob die Augen und musterte sein Gegenüber.

»Was siehst du?«, fragte er.

»Männer«, antwortete der Nasse und ließ sich wieder auf der Ofenbank nieder, ehe er sich erneut an die heimelige Wärme der Kacheln presste und fühlte, wie die Energie der verbrennenden Buchenscheiter in ihm hochkroch und seine Seele speiste. »Ich sehe Männer, die zu Weibern werden. Sie verlieren ihre Rüstungen, ihre weißen Mäntel sind schmutzbedeckt und die roten Kreuze verlieren ihre Farbe, sie werden Bücher lesen und Bücher schreiben, aber in ihren Armen ist keine Kraft mehr, kein Wollen und kein Können. Die Federn in ihren Händen sind eine Verlängerung ihrer einst stark gewesenen Finger, aber statt heilsamer Kraft entfließt ihnen Tinte, hörst du? – Sie verlieren ihr Ziel.«

Jetzt hob er die Stimme und wurde eindringlicher. »Sie übernehmen das Konzept der Weiber, lernen, ihnen zu Willen

zu sein und verlieren sich in äußeren Formen. Wer das Wort über das Denken stellt, ist auf einem falschen Weg. – Sie entscheiden sich für die Verdammnis, anstatt dem Leben anzuhängen, sie werden sterben und mit ihnen das Leben. Sie lernen, Ursache und Wirkung zu vertauschen und bleiben damit ewig Gefangene ihres eigenen Geheimnisses.«

»Weißt du einen Weg?«

»In jedem Menschen, der neu geboren wird, wiederholt sich das Leid des gesamten Universums. Wenn wir aufhören, Kinder auf die Welt zu bringen, wird auch das Leid der Menschen zu Ende sein.

Der Arzt nickte schweigend.

»Männer kommen nach Hause und schütten ihren Frauen ihre Probleme in den Schoß. Frauen sind in der Lage, diese Last einmal im Monat wieder abzugeben, verstehst du? – Aber zuweilen geht das nicht, und es entsteht in ihrem Leib ein neuer Mensch. Und indem er entsteht, wird ihm die alte Last aufgebürdet und dann gibt es kein Zurück.«

»Was meinst du, Arzt?«

»Er muss ernten, was er gesät hat. Er muss leiden, es ist unvermeidlich, so wie dieses Kind leiden musste, dem nicht einmal der Trost eines Priesters zuteil wurde, weil Hochwürden Amplatz verschwunden ist. Einfach und klammheimlich verschwunden und keiner weiß, wohin.«

»Er erfriert, Doktor Galen, er erfriert im Einsamsein zwischen den Bergen, wenn wir ihm nicht helfen, ich sehe es deutlich«, sagte der Besucher, und seine Augen starrten dabei in das Licht einer Kerze.

»Wir können nichts für ihn tun... wenn das überhaupt stimmt, was du sagst... und wenn es tatsächlich passiert. Er muss gegen die ungelösten Probleme seiner Väter weiterkämpfen, so sagen es die Bücher.«

»Von Büchern verstehe ich nichts, Arzt, und ich will es auch nicht«, drängte der Nasse nun etwas heftiger. »Aber ich verstehe ein bisschen, wie das Leben funktioniert, wenn ich auch kaum was davon weiß. Und das muss man nicht aufschreiben, das geht von allein!«

»Wir glauben«, erwiderte der Doktor, »der wissenschaftliche Fortschritt würde unsere Schwierigkeiten lösen. Das ist nur eine halberte Sicht. Unser Problem ist nicht der wissenschaftliche Fortschritt, sondern die nicht vorhandene Evolution des Herzens. Fortschritt ist ein leeres Wort, ein Gedanke ohne Sinn, weil ohne Leben. Fortschritt ist allzu oft ein – ein Euphemismus für Irrtümer. Er geschieht, kann gut sein, ist aber niemals die Essenz, höchstens das Streben, das sich im Kreise dreht. Auch die Probleme der Väter schreiten fort in die Ewigkeit, solange dieses Fortschreiten nicht unterbrochen wird. Es sei denn, einer ist in der Lage, alles für sich zu bewältigen.«

»Was können wir tun?«

»Wenn der Sturm rast und der Staat vom Untergang bedroht ist, können wir nichts Würdigeres tun, als den Anker unserer friedlichen Studien in den Grund der Ewigkeit zu senken.« – Der Arzt schob ein vor ihm liegendes Buch Keplers zur Seite, während sich der Nasse unwirsch abwandte und den Kopf schüttelte. Sein nun folgendes Gemurmel war bereits nicht mehr zu verstehen...

✱

Auf der verschneiten Bergstraße zogen zwei Noriker einen schmucklosen Reiseschlitten. Das Leben der Rösser malte Dampfkringel in die kalte Bergluft, in der sich das rhythmische Läuten des Geschirres fing. An der letzten Biegung unter dem Aufstieg verlangsamten die beiden Pferde unter dem dröhnenden Ruf des Kutschers ihren Schritt und hielten schließlich an. Ein vermummter Fahrgast sprang ächzend in den knietiefen Schnee und trat ein paar Mal ungeschickt auf der Stelle, um sich Platz zu verschaffen. Dann löste er umständlich mit der einen Hand sein Gewand, um sich zu erleichtern. Tapfer biß er die Zähne zusammen, während er sich mit dem rechten Fuß den Platz austrat, um sich ein wenig bewegen zu können.

Der Sturm hatte aufgehört, und so lockerte der Mann die pelzverbrämte Kapuze und hielt sein Gesicht in den leichten Wind. Sie hatten bald die Baumgrenze erreicht, und sein Blick schweifte über die verschneiten Latschenfelder hin zum Horizont, wo ein paar schroffe Felsentürme aufragten. Inzwischen war auch der Kutscher abgesprungen und vertrat sich die Beine, ehe er neben den dunkelhaarigen Mann trat, der sein Fahrgast war. Dieser trug das Haar mittellang, also knapp über den Kragen geschnitten, von ein paar grauen Fäden unmerklich durchzogen, und es umrahmte ein schmales, bleiches Gesicht mit hellblauen Augen. Dünne Lippen schienen von ruhiger Entschlossenheit zu zeugen, und seine Augen wirkten wie Fremdkörper über der langen und geraden Nase.

»Wo sollen wir noch suchen, Alphons?«, wandte er sich an den Kutscher, worauf dieser kaum merklich die Schultern hob. Alphons war eher wie ein Stadtfiaker gekleidet und hatte zur Bürste geschnittenes Haar.

»Ich weiß es nicht mehr, Commissario.«

»Mein alter Professor an der Universität in Bologna hat immer gesagt: ›Wenn ihr nicht weiter wisst und euch die Lösung eines Falles Kopfschmerzen bereitet, dann versucht, alles von ganz oben zu betrachten. Stellt euch auf den höchsten Turm in der Stadt und schaut hinunter auf das Labyrinth der Straßen und das Spinnennetz der offenen Fragen.«

»Wir sind hier nicht in der Stadt, Commissario Paganini.«

»Das nicht, aber wir sind auf einem Berg. Irgendwie müssen wir es schaffen, dort hinauf zu diesem Kreuz auf dem Gipfel zu gelangen.«

✱

»Ich beginne es zu mögen, endlich zu mögen«, dachte Patritz Amplatz in die Kälte hinein. »Ich beginne endlich, endlich mein Zuhause zu mögen. Meine Heimat. Meine Berge. Mich selbst. Jetzt, am Ende meines Lebens, beginne ich es erstmals wirklich zu mögen.«

Das tonnenschwere Gipfelkreuz war im Schneesturm kaum zu erkennen. Wie ein Schatten ragte es über dem greisen hemdsärmeligen Pfarrer empor, seinem Herrn entgegen, unter dem er kniete. Er zitterte nicht, obwohl die schwarzen Balken des Zeichens mit einer dünnen Eisschicht überzogen waren und in den weißen Haaren des Amplatz Eisklumpen hingen, so auch in seinen Augenbrauen, und sogar an seinen Wimpern hatten sich kleine Kügelchen gebildet, die gefrorene Tränen sein mochten. Er war dabei, seinen Frieden zu finden. Doch er hatte eine starke Konstitution, sein Körper trotzte dem Sturm und der Kälte, aber er betete nicht um Nachsicht vor seinem Tode. Wie lange es auch immer dauern sollte, bis es vorbei sein würde, er nahm es hin als gerechtes Geschehen...

»... et venturum est cum gloria iudicare vivos et mortuos, cuius regni non erit finis...«, betete er stumm vor sich hin. »... und wenn er alles durchgemacht hat, wird er erleuchtet wiederkehren, wird unterscheiden können zwischen dem, was lebendig und dem, was tot... und dann wird seinem Wirken kein Ende gesetzt sein...« Er muss sein Leben durchstehen bis zur Erkenntnis. Der Mensch müsse, so dachte Amplatz plötzlich, seinen Weg gehen, um den Heiligen Gral zu finden; jeder Mensch, denn in jedem ist der Herr.

»Vater unser, der Du bist der Himmel und Mutter Erde«, betete er hinter seinen erfrorenen Lippen. »Geheiligt sei Eure Einheit, die der, welcher das Licht gebracht, getrennt hat. Wir erwarten ein zukünftiges Reich, in welchem Dein Wirken alle Macht hat. Verzeih, dass ich Versuchungen erlag, erst jetzt erkenne ich den rechten Weg, da ich fragen kann, was Euch getrennt und gekränkt hat. Wir haben niemandem etwas zu vergeben und erwarten auch keine Vergeltung, denn unser aller Weg löscht unsere Sünden, auf dass wir sie nicht weitertragen in die Ewigkeit...«

Das Kinn fiel auf seine Brust und sein Gebet wich ruhigeren Atemzügen, das Gefühl der Erschöpfung gab einer inneren Wärme Raum, die weiß Gott woher kam.

Durch die schmalen Fenster der alten Wehrkirche drang spärliches Licht auf den steinernen Boden nach drinnen. Im Seitenschiff blinzelte eine holzgeschnitzte Madonna den farbigen Gläsern entgegen. Der stille Besucher des Gotteshauses verlangsamte seinen Schritt und kam genau vor der kostbaren Figur zum Stillstand. Er konnte sie nun von Angesicht zu Angesicht betrachten, und da war auch das Blinzeln fort. Der Mann ließ ein kleines Schmunzeln erkennen, während er sich in das bildhauerische Antlitz vertiefte. Erinnerungen wurden wach. Die Madonna erinnerte ihn markant an ein Bild seiner Großmutter, das ihn seine ganze Kindheit und Jugend hindurch begleitet hatte. Es war zu Hause auf einer Kommode gestanden, in jener großen Stube, die nur zu hohen Tagen geöffnet und beheizt worden war und wo auch das mit Bleistift gezeichnete Bildnis eines Habsburgers an der langen Seitenwand hing. Er hatte es jeden Tag gesehen. Er hatte die Mutter seiner Mutter immer bewundert als Kind. Wer hat schon eine Großmutter, deren

Bildnis in der Kirche stand? Des Rätsels Lösung war einfach gewesen, als er in späteren Jahren die Zusammenhänge begriff: Die Frauen in seiner Mutterlinie sahen einander alle ähnlich. Und als vor mehr als zweihundert Jahren ein Schnitzer ins Dorf kam, um für die Pfarrkirche eine Madonna zu gestalten, gab er ihr das Gesicht seiner damaligen Liebsten.

Der Mann wandte sich der Sakristei im Kirchenvorderen zu und versuchte, die kleine Tür zu dem seitlich gelegenen Kämmerchen zu öffnen. Er war mittelgroß, blondbärtig und trug das Gewand nach Art der Seeleute, ein seltener Anblick in den Tiroler Bergen, doch er war allein in das verlassene Gotteshaus gekommen und hatte keine Neugierigen zu fürchten, die sich allzu sehr für ihn interessierten, wiewohl er wusste, dass in einem Dorfe nichts zu verbergen war. Er drehte am Messingknopf der Tür zur Sakristei und tat daran, sie zu öffnen, da hörte er ein Geräusch hinter sich und fuhr herum. Es war kaum mehr als ein Schatten, den er vermerkte und der auch gleich wieder verschwunden war, ohne dass er sehen konnte, woher er kam und wohin er sich verflüchtigte. Ein leises Geräusch, wie das Schließen einer Tür, verriet ihm eine Richtung in der kahlen Kirche, doch konnte er nirgends eine weitere Türe entdecken, die zugefallen sein konnte. Auch in dem alten Beichtstuhl, wo er gestern noch gesessen war, fand er nichts. Er ging rasch zwischen den Bänken hindurch dorthin, wo er den verschwundenen Schatten währte und untersuchte die Mauern neben der auf halber Höhe gemauerten Kanzel. Er kroch darunter hindurch, sah nach hinten. Nichts.

*

Der Nasse erhob sich von der Ofenbank und trat an eines der Fenster in der Stube des Dorfmediziners. Der Blick hinauf zu der alten Kirche wurde durch den dichten Nebel verschleiert.

»Hoarrachi is«, murmelte er. »Wenn das Pfarrhaus im Diesigen steht, muss einer sterben.«

»Oder er darf«, verbesserte ihn der Arzt.

»Sie haben ihre Mauthäuser auf unsere Heiligen Plätze gestellt und verlangen Eintritt für das, was der Herrgott uns allen geschenkt hat.«

»Versündige dich nicht«, warnte der Arzt. »Das sind heidnische Reden...«

Der Nasse wandte sich vom Fenster ab wieder der Stube zu und schaute dem Arzt lange und nachdenklich in die Augen.

»Ja, Doktor Galen, ich bin ein Heide, ein einfacher Bauer. Ich glaube an das, was Gottes Schöpfung mir sagt, und ich vermag es, weil ich mich unserem Herrgott, der durch den Himmel und die Erde, durch die Berge und das Meer, durch seine Bäume und seine Blumen und seine Tiere, durch seine ganze Schöpfung zu mir spricht, nicht verschließe. Und deshalb lässt Gott mich manchmal Dinge wissen, die anderen verborgen bleiben. Es gibt keine andere Ordnung, Arzt, verstehst du? Keine Ordnung, wie wir uns das vorstellen. Aber die Menschen versuchen immer, eine Ordnung nach ihrem Unvermögen einzuführen, anstatt die einfache Ordnung der Schöpfung anzunehmen. Sie machen aus der Welt ein Monstrum! Sie leben von der Angst!«

»Wir verstehen zu vieles und doch oft so wenig, dass es nicht reicht«, antwortete Galen. »Und dennoch ist auch dies Gottes Wille.«

»Es geht nicht darum, alles zu verstehen!« –

Der Arzt blickte seinem Widerpart aufmunternd in die Augen – mit einem unmerklichen, beinahe belustigten Lächeln um die Mundwinkel.

»Wir Menschen brauchen im Leben nur eine Chance, Arzt.«

»Und die wäre?«

»Vom Baume der Erkenntnis gegessen zu haben und trotzdem kein Wurm zu sein, den Weg zurück ins Paradies zu finden. Nicht um jeden Preis forschen, sondern das gefährliche Wissen zurücklegen, den Mut haben, den Weg zurückzugehen.«

Da endlich ging die Tür auf und die Haushälterin trat in die Studierstube herein. Kopfschüttelnd stellte sie ein Tablett mit Brot, Speck und einem Krug Rotwein auf den Tisch, holte zwei Gläser aus einem in die Wand eingelassenen Schränkchen und goss ein.

»Essen S' was, die Herren. Sonst werdens noch ganz krump im Schädel«, deutete sie auf den Tisch und setzte sich mit ihrem steifen Kreuz rücklings auf die Ofenbank.

Damit war die Debatte fürs Erste unterbrochen.

✱

Der Besucher suchte Zentimeter um Zentimeter des Kirchenbodens ab. »Irrsinn«, murmelte er bei sich, aber da war etwas. Immer wieder sah er sich um nach allen Seiten, doch ohne etwas zu entdecken. Es war ein einfaches, überraschend karg eingerichtetes Gotteshaus, so wie er es aus seiner Kindheit in Erinnerung behalten hatte. Bis heute. Es musste hier einen geheimen Ausgang geben, aber wo? Und wer hatte ihn da vorhin beobachtet?

Forschend wandte er sich noch einmal den Wänden zu, die er mit prüfenden Fingern abtastete, doch ohne auch nur den Anschein einer Tür zu finden. Als Kind, so erinnerte er sich, war er in der Ratlosigkeit immer zu seiner Großmutter geflüchtet. Dessen entsann er sich wieder, als sein Blick auf das vertraute Gesicht der geschnitzten Madonna fiel. Lächelnd schüttelte er den Kopf und verharrte eine lange Minute, ehe er sich wieder auf die meterdicken Steinquader konzentrierte. Aus den Augenwinkeln glaubte er zu sehen, wie sich die Figur leise bewegte. Dann ging er kopfschüttelnd auf den Ausgang zu.

»Na jetzt kommen Sie schon!«, ertönte eine belustigt klingende Mädchenstimme hinter ihm. »Sie finden's ja doch nit allein.«

Erschrocken wirbelte er herum und staunte. Die hölzerne Madonna war ein wenig zur Seite gerückt und auf ihrem vorigen Platz blickten ihm aus einem Loch im Steinboden zwei schmunzelnde Mädchenaugen ins verblüffte Gesicht.

»Na los! Kommen Sie schon, ich bin kein Gespenst«, sagte sie und verschwand wieder zwischen den Steinen. Er

setzte sich plötzlich in Bewegung, war mit ein paar Schritten bei der Öffnung und sah hinunter.

Auf einer steilen und schmalen Steintreppe stand das Mädchen und wartete.

»Hinabgestiegen in das Reich des Todes«, rief sie ihm – immer noch lächelnd – entgegen. Er ergriff die Hand, die sie ihm entgegenstreckte, und stieg hinunter in die bloß durch eine Kerze beschienene Finsternis. Das Mädchen zog an einem eisernen Ring im Gewölbe, worauf sich über ihnen der steinerne Himmel so leise schloss, dass er es nicht einmal gemerkt hatte.

»Es sind die Zahlen«, sagte das Mädchen nach einer Weile leise und sah dem Gast fest in die Augen. »Sie sind das ganze Geheimnis. Genauer gesagt, sind sie eine Art, es darzustellen. Auch die Musik kann das. Haben Sie schon einmal unsere Orgel da oben gehört? Sehen Sie, es ist ganz einfach. Sie können es auch durch Noten darstellen. Noten sind Zeichen, oder? Buchstaben und Zahlen auch, oder? Sind sie richtig aneinandergereiht, haben sie die Kraft, uns alles spüren zu lassen.«

»Woher weißt du das?«

»Ich bin... ich bin seine Tochter...«

»Du bist was?!?«

Das Mädchen nickte stumm und machte sich in dem kleinen unterirdischen Raum an einer Kommode zu schaffen. »Hier«, – sie reichte ihm ein kleines Bild über den Tisch – »das ist meine Mutter.« Der Mann schaute ungläubig auf das trotziges Gesicht eines Bauernmädchens, das offensichtlich nicht photographiert werden wollte, sich beim ruhigen Dastehen langweilte, irgendwo herausgeschnitten aus einem der seltenen Gruppenbilder der damaligen Zeit.

»Sie war siebzehn, als ich geboren wurde.«

»Ich wusste nicht, dass er eine Tochter hat, doch wohl, was geschehen ist.«

Das Mädchen nahm die alte Photographie wieder an sich und warf ihm einen spöttischen Blick zu.

»Jetzt haben Sie halt keine Angst! Ich weiß, wer Sie sind, und ich weiß auch, dass Sie gestern der Mann im Beichtstuhl waren.«

Irgendwo, so dachte der Mann später bei sich, irgendwo klafft eine gewaltige Lücke. Er durchwanderte die Wälder auf einer schier ewigen Suche – nach sich selbst? Dorthin wo seine Vorväter um ihr schlichtes, aber stolzes Leben gekämpft hatten, wo sie den rauen Wäldern Quadratmeter um Quadratmeter an Weideland abgetrotzt hatten, dorthin setzte auch er seinen Schritt. Er wollte sie fühlen können, bis in das Innerste seiner Seele wollte er sie erkennen. Sie waren wie er und er war wie sie. Das fühlte er, doch er verstand es nicht, wusste nicht um die Bedeutung seines Seins. Sie nannten ihn den »Dänen«, doch er war es nicht. Mit seinen bloßen Kinderfüßen war er einst hier durch die Wälder gelaufen, hatte im Fischwasser der Kirche heimlich nach Forellen geangelt und zu Hause in der niederen Stube von der strengen Mutter dafür Prügel bezogen. Dann musste er die Forellen reuig ins Pfarrhaus bringen, wiewohl die Speise den Mittagstisch bei den Bergbauern hätte gut aufbessern können. Nur ein einziges Mal hatte die Mutter Erbarmen und briet ihren drei Buben ein heimliches Fischlein aus dem Bach der Diözese. Und am Sonntag darauf ging sie nicht zur Kommunion.